

Theodor Storm.

(Zum 100. Geburtstag am 14. September.)

Der 100. Geburtstag Storms ist im Anzuge; er wird, wenn nicht alle Zeichen trügen, eine literarische ‚Storm-Flut‘ entfesseln; die philologische Kleinarbeit hat in großem Umfange sich des Dichters bereits bemächtigt; die Dissertationen mehren sich, aber auch wichtige Denkmäler und Zeugen seines Lebens sind aus dem Dunkel ans Licht gekommen, so daß Werk und Wesen des feinen Künstlers immer deutlicher auch für die große Menge hervortreten.“ So beginnt ein bekannter Verehrer Storms, der „in Wort und Schrift des Dichters Ruhm zu verkünden und ihm verständnisvolle Freunde zu werben als eine seiner schönsten Lebensaufgaben erklärt“, einen kleinen Voraufsatz über „Theodor Storm in Briefen“¹. Die angekündigte „Storm-Flut“ wird wohl ein wenig abgeschwemmt und gestaut infolge der ernstesten Zeitlage, die an Wichtigeres zu denken zwingt. Und das ist kein großer Nachteil für den gefeierten Dichter. Hat es doch jüngst ein fleißiger Beobachter bei ähnlicher Veranlassung nachgewiesen, wie „ein großer Teil aus der Fülle der Bücher, Aufsätze und Zeitungsartikel an der Oberfläche haftet, und wie unglaublich es ist, was oft einer dem andern unbesehen und ungeprüft nachschreibt“². Ob der beschämende Vorwurf auch bei der Gedenkfeier Storms sich befähigen werde, mögen später andere untersuchen³. Hier soll eine Würdigung des Dichters aus seinen eigenen Schriften gegeben werden, unbeeinflusst von anderweitigen Auffassungen und kleineren Teilbeurteilungen.

Zunächst muß der Ehrenplatz bestimmt werden, den Storm im deutschen Schrifttum einzunehmen berechtigt ist. Da hat Prof. Dr. F. Vienhard in seinem neuesten Büchlein „Deutsche Dichtung in ihren geschichtlichen

¹ A. Wiese, Lit. Echo XIX 11 (1. März 1917).

² Dr. E. Arens, Akademische Monatsblätter XXIX 5 (25. Febr. 1917).

³ Jedenfalls hat P. Schöke³ (Ränge), Th. Storm, sein Leben und seine Dichtung, Berlin 1911, mancher Kleinarbeit als reichliche Quelle gedient. Das umfangreichere Lebensbild des Dichters von seiner Tochter Gertrud (2 Bände) eignet sich weniger zu literarischer Ausbeute.

Grundzügen" eine Umgruppierung der althergebrachten Wertbestimmung vorgenommen. Nach einer grundstürzenden Neugliederung deutscher Literaturgeschichte mit den „drei sinnbildlich vertieften Ortsnamen als Höhepunkte: Wartburg, Wittenberg, Weimar" werden auch die Unterabteilungen umgestaltet. So findet sich unter den sechs kleineren Gruppen der „Äpoche Weimar" eine mit der Überschrift „Weimarer Ausstrahlungen: Romantik und Reichsgedanke" gekennzeichnet, und darin steht Storm zwischen Peter Rosegger und Wilhelm Raabe eingereiht. In ihm „sei der bürgerlichen Romantik mit ihrem Hineinhorchen in die Zwischentöne des Herzens und der Natur, doch von der traulichen Stube und dem festen Beruf aus, ein feelisch fein abgetönter Künstler erstanden". Diese knappe Zeichnung wird dann mit einigen weiteren Strichen gestaltvoller ausgeführt; Storms „Kunst verdichte sich nach den reinromantischen Anfängen in ‚Immensee' zu niederdeutschen Seelengebilden, etwas auf Moll gestimmt". Geistreich, wie alles, was Viehhard schreibt, klingt die Schilderung, und wer Storm genauer kennt, mag sich auch das Richtige dabei vorstellen können. Einfacher und verständlicher jedoch erscheint seine altbewährte Einfügung in den „Frührealismus" und in die „Heimatlichtung".

In der äußeren Lebensgestaltung Storms heben sich aus der Umgrenzung der Jahre 1817 und 1888 drei für den Dichter entscheidende Einschnitte hervor: seine Übersiedelung von Potsdam nach Heiligenstadt als neubestallter preußischer Kreisrichter 1856, dann neun Jahre später der Tod seiner ersten Gattin¹, endlich 1880 sein Ausscheiden aus dem Staatsdienst mit der Verlegung seines Wohnsitzes nach Hademarschen. Der erstgenannte Lebensabschnitt machte die harte Verweisung des deutschgesinnten Holsteiners aus Amt und Heimat einigermaßen wieder wett, während der Tod seiner heißgeliebten Konstanze die Dichterkraft fast völlig lähmte. Die letzten Lebensjahre, in denen er sich, von Amtsjorgen befreit, ganz seinem inneren Berufe widmen konnte, offenbarten trotz des zunehmenden Alters eine staunenswerte Fruchtbarkeit und gereifte Kraft. Über diesen Entwicklungsgang Storms erschien unter den Elfterschen „Beiträgen zur deutschen Literaturwissenschaft" eine kleine Einzelschrift, die einen sehr lehrreichen Abschnitt über „Storms Arbeitsweise" enthält. Darin wird gezeigt, wie der Dichter „beim künstlerischen Schaffen die Sammlung liebte und die Zerstreuung mied", und daß „ihm nur wenige Werke in einem Zuge aus der Feder

¹ „Briefe an seine Frau", herausgegeben von Gertrud Storm, Verlag Westermann, 1915.

flossen“, wobei „im allgemeinen die Unterschiede zwischen der ersten und folgenden Fassungen bemerkenswerte Verbesserungen bedeuten“¹. So werden „die Ruhepausen im künstlerischen Schaffen Storms“ infolge störender Lebensbegebnisse leicht begreiflich; nur seine Dyrk gewann aus diesen widrigen Verhältnissen einige Bereicherung, weil „ein Gott ihm gab, zu sagen, was er litt“.

Und gerade auf seine lyrischen Schöpfungen legt der Dichter einen so großen Wert. Hat er doch noch kurz vor seinem Tode das stolze Wort gesprochen: „Ich weiß es, ich bin der größte lebende Dyrker, und meine Gedichte werden noch bleiben und immer mehr sich Bahn brechen, wenn meine Novellen längst vergessen sind.“ In dem eigenartigen „Gedenkbuch“, das Friedrich Düssel im Namen des Westermannschen Verlags als ersten Vorboten des frohen Gedächtnistages — 14. September — dem Andenken Storms gewidmet hat², steht unter den verschiedenen Abhandlungen über das Wesen und Wirken des Dichters auch eine sorgfältig gearbeitete Darstellung über die Stormsche Dyrk von J. Bab. Darin wird zunächst alles gewissenhaft zusammengestellt, was der Dichter zum Verständnis und zur Schätzung seines „Hauptwerkes“ bei verschiedenen Anlässen gelegentlich geäußert hat; es ergibt sich daraus „eine ziemlich runde Ästhetik der Dyrk“ nach Storms Kunstanschauung. So schreibt er in einem Brief an Mörike (1855): „Sobald ich recht bewegt werde, bedarf ich der gebundenen Form, daher ging von allem, was an Leidenschaftlichem und Herbem, an Charakter und Humor in mir ist, die Spur meist nur in die Gedichte hinein. In der Prosa ruhte ich mich aus von der Erregung des Tages, dort suchte ich grüne, stille Sommereinsamkeit.“ Ein so aus dem Erlebnis und der unmittelbaren Empfindung entstandenes lyrisches Gedicht muß „in seiner Wirkung“ — so führt er es im „Hausbuch deutscher Dichter“ (1870) aus — „dem Leser zugleich eine Offenbarung oder mindestens eine Genugtuung gewähren, die er sich selbst nicht hätte geben können, sei es nun, daß es unsere Anschauung und Empfindung in ungeahnter Weise erweitert und in die Tiefe führt, oder, was halb bewußt in Duft und Dämmer in uns lag, in überraschender Klar-

¹ Dr. Hans Eichentopf, Th. Storms Erzählungskunst in ihrer Entwicklung, Marburg 1908.

² Wenn solche Festschriften zur Förderung des deutschen Schrifttums beitragen sollen, wie etwa jüngst die glanzvolle zur Ehrung Fr. Rienhards, dürfen sie nicht Mode werden oder als Bärntrommel des Geschäftes und der Eitelkeit dienen.

heit erscheinen läßt". Daß Storm den Begriff „Lyrik“ im engsten und ausschließlichen Verstand der Bezeichnung gebraucht, erhellt schon aus diesen Äußerungen. Noch klarer wird die Auffassung bestätigt durch seine strenge Ansicht von der äußeren Form des Gedichtes. Er lehnt mit ungeheuchelter Entrüstung eine „naiv formlose naturalistische Aufzeichnung eines Erlebten oder Empfundnen“ entschieden ab. Solche Formlosigkeit erscheint ihm als „das Stammeln wilder Leidenschaft in abgerissenen Tagebuchblättern, nimmermehr aber als vollendete, abgeklärte Kunst“. Ebenso mißfällig äußert er sich über den sog. Formalismus, der eine feinentwickelte Form ohne würdigen Inhalt bietet, wie seine Verse beim Tode Geibels zeigen:

„Die Form war dir ein goldner Kelch,
In den man goldnen Inhalt gießt —
Die Form ist nichts als der Kontur,
Der einen schönen Leib umschließt.“¹

Auch „das Hereinziehen ausführlicher Bilder und Gleichnisse sowie das verbrauchte Personifizieren“ verschmäht er. Von der Sprache endlich und ihrem Wohlklang, dem edlen Handwerkszeug des Dichters, hat er eine hohe und strenge Meinung, wie aus seinen Bemerkungen über Klaus Groth hervorgeht: „In der hochdeutschen Sprache ist alles Fertige bereits so abgegriffen, daß es nur in den seltensten Fällen und durch die größte Kunst des Dichters einen frischen Eindruck hervorzubringen vermag, in der Regel sogar mit Sorgfalt vermieden werden muß und in dem mit eigentümlicher energischer Anschauung begabten Dichter auch ganz von selbst vermieden und aus dem persönlichen Reichtum des Dichters ersetzt wird.“ Vab schiebt, fast schulmäßig, Probegebichte Storms in die entwickelten Zeitsätze der Kunst zur Veranschaulichung mit lehrhafter Würdigung ein und weist zum Schlusse seines begeistert gehaltenen Vortrages auf die Wirkung, die Storms Lyrik auf das spätere Geschlecht ausgeübt habe: „Ich möchte diese Blätter nicht schließen“, sagt er, „ohne auszusprechen, wie tief auch das Einmalige, Individuelle der Stormschen Kunst die Generation nach ihm bewegt hat; wie die stille Tiefe seines Wesens, die kirchenlose Frömmigkeit seines nord-

¹ In der neuen fünfbandigen Ausgabe (Westermann), die hier zugrunde gelegt wurde, haben die Verse unter der Überschrift „Lyrische Form“ eine kleine Umänderung erfahren:

Poeta laureatus: Es sei die Form ein Goldgefäß,
In das man goldnen Inhalt gießt!

Ein anderer: Die Form ist nichts als der Kontur,
Der den lebend'gen Leib beschließt.

germanischen Naturgefühls mit den eigenen Mitteln seiner sanftglühenden, klarleuchtenden Kunst kaum vergängliche Wirkungen auf unser Leben geliebt hat." Der Verfasser will loben und ahnt vielleicht nicht, wie er die empfindlichste und bedenklichste Schwäche des Dichters in seiner „kirchenlosen Frömmigkeit" aufgedeckt hat.

Zunächst gebraucht Vab das Wort „Frömmigkeit" zweifelsohne in einem ganz eingeschränkten Sinne, wie das schmückende Beiwort „kirchenlos" zur Genüge beweist. Welcher Art in Wahrheit und Wirklichkeit Storms Frömmigkeit war — der Ausspruch zwingt, auf die Untersuchung etwas näher einzugehen —, hat der Dichter selbst mit einem gewissen stolzen Freimut oft und oft ausgesprochen. Am deutlichsten tat er es in seinem herzlich vertrauten Briefwechsel mit E. Ruh, und zwar in dem Schreiben, das dem literarischen Freunde näheren, auch „für die Öffentlichkeit geeigneten" Bericht über die Person des Dichters geben sollte, also doppelt Grund, an der Aufrichtigkeit des Schreibers nicht zu zweifeln und so sein Menschliches kennenzulernen. Nachdem Storm von den Großeltern und Eltern genug berichtet hat, kommt er auf sich selbst zu sprechen (13. August 1873): „Erzogen wurde wenig an mir, aber die Luft des Hauses war gesund; von Religion oder Christentum habe ich nie reden hören; ein einziges Mal gingen meine Mutter oder Großmutter wohl zur Kirche, oft war es nicht; mein Vater ging gar nicht, auch von mir wurde es nicht verlangt. So stehe ich dem sehr unbefangenen gegenüber; ich habe durchaus keinen Glauben aus der Kindheit her, weiß also auch in dieser Beziehung nichts von Entwicklungskämpfen; ich staune nur mitunter, wie man Wert darauf legen kann, ob jemand über Urgrund oder Endzweck der Dinge dies oder jenes glaubt oder nicht glaubt.... Gelernt habe ich niemals etwas Ordentliches; und auch das Arbeiten an sich habe ich erst als Poet gelernt. Dies ist buchstäblich wahr; mir fehlt ganz das Talent des Lernens." In einem früheren Briefe (24. Februar) hatte er von seiner Jugendfreundin „Vena Wies", der er ein Denkblatt widmen wollte als ein Stück eigener Jugendgeschichte, ebenso aufrichtig mitgeteilt: „Sie hatte über Gott und Welt so ihre eigenen Ansichten und traute der Verheißung eines zukünftigen Lebens keineswegs. Da unser Propst sie in ihrer letzten Krankheit trösten wollte, ließ sie ihn ruhig reden, dann aber legte sie die Hand auf seinen Arm und sagte lächelnd: ‚Se kriegen mi nich, Herr Propst!‘ So hat sie es mir erzählt. Es ist mir daher weder von ihr noch sonst von irgendeiner Seite von religiösen Glaubensdingen in meiner Jugend vorgeredet worden.

Mir ist nie dergleichen oktroyiert; und das rechne ich mit zu dem Besten, was mir derzeit widerfahren ist."

Worin nach diesen Geständnissen die „kirchenlose Frömmigkeit“ des Dichters bestanden haben mag, läßt sich zum Teil schon ziemlich sicher erraten. Auffallend bleibt nur, wie trotz der Klarheit des eigenen Eingebekenntnisses über Storms religiöse Anschauungen so verschiedenartige Urteile gefällt werden können. Die erste Gesamtdarstellung als „Bild seines Lebens und Schaffens“¹, um nur ein oder das andere Beispiel anzuführen, beteuert, „Storm sei kein Freigeist und Gottesleugner, vielmehr eine durchaus religiöse Natur gewesen; das müsse jeder zugeben, der sich seines persönlichen Umganges zu erfreuen gehabt oder seine Schriften mit Aufmerksamkeit gelesen habe“. Dagegen bringt einige Jahre später eine Sonderuntersuchung über „Neuere deutsche Dichter in ihrer religiösen Stellung“² als Ergebnis heraus, „daß Storm in religiöser Beziehung absoluter Skeptiker gewesen sei; an Stelle Gottes habe er das Schicksal gesetzt.... Weit entfernt von seichter Aufklärung und flacher Freigeisterei, zermartete sich sein Geist immer wieder an den letzten Fragen des Woher und Wohin. Auf der Grundlage einer tragisch resignierenden Weltanschauung baue sich seine Novellistik auf; daher der Zug seiner Poesie nach Melancholie und Entsagung, trotz seiner eigenen glücklichen Lebensumstände.“ Ein aus des Dichters Leben erhaltenes Beobachtungszeugnis läßt die Dame, die jahrelang das Hauswesen des Dichters führte, folgendes berichten³: „In der Zeit, als seine erste Frau gestorben war, beschäftigte ihn viel der Gedanke an Unsterblichkeit. ‚Wenn ich doch glauben könnte!‘ Die Worte habe ich oft von ihm gehört. Ich weiß es und sah es, wie er unter seiner Überzeugung litt. Als aber der erste Geistliche Husums zu ihm kam, Trost zu spenden, stand Theodor Storm ihm so kühl gegenüber, so verstandesüberlegen — der Priester würde es gewiß nicht geglaubt haben, daß der Mann da vor ihm so gekämpft. — Es drängte ihn immer wieder an die dunkel verhängten Fenster, durch die der Blick hinausgeht auf die Unendlichkeit. Aber sie blieben für ihn verhüllt.“⁴ Wie aufrichtig gemeint und

¹ Theodor Wehl, Th. Storm, Altona 1888.

² O. Frommel, Berlin 1902.

³ „Deutsche Rundschau“ 1904.

⁴ In den „Briefen an seine Frau“ spricht er ebenfalls seine trostlose Ansicht aus, „daß der Tod das völlige Ende des einzelnen Menschen ist“; womöglich noch frostiger klingt das erst von Gertrud Storm im Lebensbild des Vaters mitgeteilte

dankenswert derartige gelegentliche Äußerungen auch sein mögen, so vermitteln sie doch keine sichere Grundlage für ein abschließendes Urteil über Storms religiöse Anschauungen; seine Schriften geben besseren Aufschluß. Und da wird behauptet, der Dichter „habe sich über religiöse Dinge korrekt und würdig ausgedrückt“. Leider muß dem allzu wohlwollenden und gelinden Urteil widersprochen werden.

Was Storm in den drei kleinen Strophen seines „Kruzifixus“ sachlich und sprachlich am religiösen Empfinden gefrevelt hat, das wischt keine Entschuldigung und Deutelnug weg, ebensowenig wie die Goethesche Verhöhnung des Kreuzes im „Westfälischen Dönan“ je reingewaschen werden kann. Man muß Storms Verse langsam lesen, um den verlegend verächtlichen Ton zu empfinden. Das hatte schon Mörike gefühlt, und Storms Entschuldigung, er habe nicht das christliche Kreuz, sondern nur das Zeichen des Todes gemeint, die Überschrift des Gedichtes sei demnach verkehrt, wird den schwäbischen Freund wohl schwerlich überzeugen und eines bessern belehren haben. Hier hat Storm nach seiner lyrischen Grundlehre der „unmittelbaren Empfindung einen unmittelbaren Niederschlag“ gegeben, mag auch das Gedicht dem Vorgeben nach „aus Sympathie für einen jüdischen Mitschüler entstanden sein, um den Gedanken zum Ausdruck zu bringen, daß das Kreuz den alten Frevel der Juden verewige und darum ein Bild der Unversöhnlichkeit sei“. Die Verse klingen anders:

„Am Kreuz hing fein gequält Gebeine	Doch die sich seine Jünger nannten,
Mit Blut besudelt und geschmählt;	Die formten es in Erz und Stein,
Dann hat die stets jungfräulich reine	Und stellten's in des Tempels Däster
Natur das Schreckensbild verweht.	Und in die lichte Flur hinein.

So, jedem reinen Aug ein Schauer,
Ragt es herein in unsre Zeit;
Verewigend den alten Frevel,
Ein Bild der Unversöhnlichkeit.“

Über andere Gedichte, die religiöse Gedanken hart berühren, wie „Der Zweifel“, „Ein Sterbender“, mag man füglich weniger streng denken. Gewöhnlich, und man könnte meinen, geflissentlich geht Storm dem Religiösen aus dem Wege; wo möglich wird es durch eine rein natürliche Auffassung

Gedicht (S. 114 II. Bd.), „das dem Dichter am 11. 8. 65 der Schmerz um die geliebte Tote eingab“, mit dem Goetheschen Anklang am Schluß:

„Edel lebe und schön,
Ohne Hoffnung künftigen Seins
Und ohne Vergeltung,
Nur um der Schönheit des Lebens willen!“

erzeugt, beispielsweise in seinen vielen Weihnachtsschilderungen. Sein geschworener Lobkühler Diefle hat vollkommen recht, daß dem Dichter Heimat- und Familiensinn die Religion erzeugten; insbesondere „sei ihm das Weihnachtsfest, in dessen Ausgestaltung er sich zum Virtuosen ausbildete, nicht ein christliches Fest, sondern ein Familienfest gewesen, bei dem Liebe zu geben und Liebe zu nehmen ihn aufs tiefste beglückt habe“. Davon macht das so viel gerühmte „Weihnachtslied“ keine Ausnahme, dessen Schlußstrophe oder die letzte Zeile: „Ich fühl's, ein Wunder ist geschehn“, auf das Weihnachtswunder in der Krippe ausgedeutet wurde. Daran hat der Dichter selbst wohl kaum gedacht, wie aus dem Zusammenhang erhellt.

Wenn Storm einmal die Schilderung religiöser Vorgänge, vor allem katholischer Bräuche, nicht vermeiden kann, so werden äußerliche Geschehnisse, die sich der allgemeinen Beobachtung darbieten, im großen ganzen „mit rücksichtsvoller Zartheit beschrieben, die bei einem protestantischen Autor überrascht“; man denke etwa an die Beschreibung des „Palmsonntag“ in „Veronika“. Aber schon gleich das folgende Kapitel „Im Beichtstuhl“ erweckt einen geradezu peinlichen Eindruck, der am ersten Satz bereits beginnt¹. Der Justizrat (protestantisch) gehörte zu der immer größer werdenden Gemeinde, welche in dem Auftreten des Christentums nicht sowohl ein Wunder als vielmehr nur ein natürliches Ergebnis aus der geistigen Entwicklung der Menschheit zu erblicken vermag. Er selbst ging deshalb in keine Kirche; seine katholische Frau jedoch ließ er, vielleicht in Erwartung einer allmählichen selbständigen Befreiung, in der Gewöhnung ihrer Jugend und ihres elterlichen Hauses gewähren. Und die erhoffte „allmähliche selbständige Befreiung“ hatte ja schon begonnen, wie die Erzählung weiter berichtet. Seit ihrer vor zwei Jahren erfolgten Verheiratung war Veronika

¹ Der Inhalt der vielbesprochenen Novelle muß hier ausführlicher gegeben werden, damit ein Leser, der die Erzählung nicht näher kennt, sich selbst ein Urteil zu bilden vermöge. Aus den allzudürftigen Andeutungen, die u. a. Schüke (Vange) in der Lebensbeschreibung Storms (S. 160) als Belege zur Würdigung der Erzählung anführt, läßt sich keine richtige Bewertung, eher eine irreführende Meinung gewinnen; werden ja doch solch knappe Inhaltsangaben gar zu leicht nach der persönlichen Auffassung angefertigt, besonders wenn es sich um das Urteil Für und Wider, wie bei „Veronika“ handelt. Im übrigen sind die dort versuchten kleineren Übersichten der Novellen in manchem Betracht recht dankenswert; ganz besonders verdient die nach der Entstehungszeit geordnete Zusammenstellung der fast ein halbes Hundert zählenden Schöpfungen der fruchtbaren Storm'schen Muse volle Anerkennung, zumal die Ausgaben bei der Gruppierung die Entwicklung des Dichters weniger berücksichtigen und nur durch die beigelegten Jahreszahlen andeuten.

indessen nur in der jetzt wiederbegonnenen österlichen Zeit zur Beichte und zum Abendmahl gegangen. Die „schöne, noch sehr jugendliche Frau“ hatte mit dem Vetter des Justizrats, „einem jungen Manne mit frischem, intelligentem Antlitz“, einen lebhaften Verkehr begonnen, der im einzelnen mit verhaltener Leidenschaftlichkeit geschildert wird. Nun will sie beichten gehen; dazu bildet die erwähnte Schilderung des Palmsonntags die entferntere Vorbereitung. Die Damen der Stadt pflegten sich an dieser öffentlichen Feierlichkeit nicht zu beteiligen. Bei Veronika war der Eindruck der vom Fenster ihres Schlafgemaches beobachteten Prozession so gewaltig, daß sie zu Boden sank und mit beiden Händen ihr Gesicht bedeckend, mit den Worten im Lukas rief: „Vater, ich habe an dem Himmel gesündigt und bin nicht wert, dein Kind genannt zu werden!“ Aber sie verschob immer noch ihren Beichtgang. Ihre Wangen erblaßten von Tag zu Tag mehr, daß unter ihren Augen leichte Schatten sichtbar wurden, welche schlaflose Nächte dort zurückgelassen. Endlich mußte sie sich doch entschließen, selbst vom Justizrat dazu gedrängt. Das Innere der Lambertuskirche wird mit ein paar Strichen gezeichnet. Nichts war vernehmlich als das Flüstern in den Beichtstühlen, mitunter ein tiefes Atemholen. — Bald kniete auch Veronika in einem der Beichtstühle, unweit des Bildes der Gebenedeiten, das mittheilend lächelnd auf sie herabblickte. . . . Der Geistliche, ein kräftiger Mann in mittleren Jahren, lehnte von drinnen den Kopf gegen das Gitter, das ihn von seinem Beichtkinde trennte. Nun soll die Beicht beginnen. Aber Veronikas Worte wurden immer langsamer, immer unverständlicher; zuletzt verstummte sie. Der Priester spricht ihr Mut zu; sie suchte ihre Gedanken zu sammeln; doch da tritt wieder, wie schon so oft, eine früher geschilderte schwache Stunde mit jenem Vetter ihres Gemahls vor ihre Seele. Ihre Lippen bewegten sich; aber sie brachte es nicht hervor, sie mußte sich vergebens. Der Priester schwieg eine Weile. „Mut, meine Tochter!“ sagte er dann, indem er das Haupt mit dem vollen, schwarzen Haar emporhob. . . . Sie blickte auf. Sie begann noch einmal; aber ein unüberwindliches Sträuben überkam sie, eine Scheu wie vor frevelhaftem Beginnen, schlimmer als was zu bekennen sie hierhergekommen. — Sie erschrak. War, was sich jetzt in ihr empörte, nicht eine Voedung der Todsfünde, von der sie sich befreien wollte? — Sie neigte in stummem Kampf ihr Haupt auf das vor ihr liegende Gebetbuch. Der Geistliche begann zu sprechen, ernst und eindringlich und bald mit aller Kraft der Überredung. . . . „Verzeihung, Hochwürden!“ flammelte sie, und ohne das

Zeichen des Kreuzes empfangen zu haben, stand sie auf und ging mit eiligen Schritten den Steig entlang. — Was jetzt folgt, kann als die abfallende Handlung des kleinen Dramas mit der Schlußentscheidung gelten. Veronika macht einen Spaziergang durch die sonnige Frühlingslandschaft da draußen, ersteigt eine leicht sich erhebende Anhöhe mit dem herrlichen Ausblick nach dem blauen Gebirge hinüber. Nun klangen Glockentöne von der Stadt herauf. Sie hob den Kopf und horchte. Es läutete schrill und hastig. Requiescat! sprach sie leise. — Sie hatte die Totenglocke vom Lambertusturm erkannt. — Am Fuße des Berges lag der Kirchhof. Sie sah das Steinkreuz auf dem Grabe ihres Vaters ragen, der vor Jahresfrist unter den Gebeten des Priesters in ihren Armen entschlafen war. Und weiterhin war jenes müßige Fleckchen Erde, das sie als Kind so oft mit schauer Neugierde betreten hatte, wo nach dem Gebot der Kirche neben denen, die sich selbst den Tod gegeben hatten, auch die begraben wurden, welche nicht gekommen waren, das Sakrament des Altars zu empfangen. — Dort war auch ihre Stätte jetzt; denn die Zeit der österlichen Beicht war zu Ende. — Ein schmerzlicher Zug stahl sich um ihren Mund, aber er verschwand wieder. Sie richtete sich auf; ein Entschluß stand fest und klar in ihrer Seele. — Zu Hause beichtete, nein „vertraute“ sie alles ihrem Manne, ihm allein — „und du — hilf mir und, wenn du es vermagst, verzeih mir!“ war ihr Bekenntnis. Und während seine Augen an ihren Rippen hingen, fühlte sie es, wie seine Arme immer fester sie umschlossen¹. So endet die Erzählung, die in ihrer Kürze und mit ihrem einfach klaren Aufbau künstlerisch als Muster gelten kann. Der allmählich sich leidenschaftlich steigernde Verkehr der jugendlichen Frau mit dem Vetter des Justizrats als Einführung, die Gewissensunruhe als

¹ Über eine Quelle des Dichters berichtet seine Tochter Gertrud im Lebensbild des Vaters mit dem kurzen Satz: „Zu Veronika‘ gaben ihm Erlebnisse aus seiner richterlichen Praxis den Stoff.“ (Vd. 2 S. 77.) Im übrigen gibt diese mehr das Persönliche betonende Lebensbeschreibung, in der „nur bisweilen der Dichter Theodor Storm dem Menschen über die Schulter sieht“, doch schätzenswerte Aufschlüsse darüber, wie manche Schilderungen des Dichters aus lebhaft festgehaltenen Erinnerungen früherer Geschehnisse geschöpft sind, und in diesem Sinne können das Schätzesche Buch und Gertruds „mit liebendem Herzen geschriebene Blätter“ als gegenseitige Ergänzungen gelten. Auch teilt die Tochter manche Äußerung des Vaters mit, die gelegentlich entschlüpfte böse Bemerkungen des Dichters, wie etwa in der Novelle „Die Söhne des Senators“ die Zusammenstellung des Beichtvaters mit dem Advokaten (S. 106), noch weiter aufhellen; so das Urteil über die Taufe (Vd. 2 S. 117), daß sie „müßig“ sei.

erregendes Moment, weiter die stufenweise Entwicklung der Beicht bis zu ihrem jähen Abbruch als Höhe, und Veronikas fester, klarer Entschluß als endgültige Lösung, d. h. „ihre selbständige Befreiung“ — das alles wird mit der gegenständlichsten Anschaulichkeit geschildert. Im Mittelpunkt steht der Versuch einer Beicht als Veranlassung zu der „selbständigen Befreiung“.

Wer darin „bei eingehendster Lektüre Verlegendes nicht finden kann, vielmehr neben der Osterprozession auch die Beicht in St. Lamberti mit einer Sachkenntnis und rücksichtsvollen Zartheit beschrieben glaubt, die bei einem protestantischen Autor überrascht“, dessen katholischen Ansprüchen ist von andersgläubigen Schriftstellern leicht Genüge getan. Die fast unbegreiflich große Anspruchslosigkeit wird nicht durch die Frage erklärt: „Was hätten z. B. Keller und Heyse aus diesem Stoffe gemacht?“ In der späteren größeren Erzählung Storms „Pole Poppenspäler“ kommt wieder bei Gelegenheit einer gemischten Ehe die Beicht vor, wird diesmal jedoch mit dem kurzen Satze erledigt: „In den ersten Jahren reiste sie (Visei) wohl zur österlichen Beicht nach unserer Nachbarschaft, wo, wie du weißt, eine katholische Gemeinde ist; nachher hat sie ihre Kümmernisse nur noch ihrem Manne gebeichtet.“ Ob Storm die Nebenabsicht hatte, die traurigen Folgen einer Mischehe für die katholische Frau zu schildern, soll nicht schlangweg behauptet werden; der Verdacht läßt sich indes schwerlich abweisen.

Eine zweite ebenso stark umstrittene Frage wie die Behandlung religiöser Gegenstände bewegt sich um die Darstellung des Liebeslebens. Nur bleibt auf diesem heißen Gebiete ein allgemein anerkanntes Urteil recht schwierig, wenn nicht unmöglich, weil da die persönliche Veranlagung des Beurteilers den größten Einfluß ausübt, insbesondere auf der feinen Grenzschiede des noch Zulässigen und des Unerlaubten.

Storm selbst spricht sich in dem bereits erwähnten Brief an den literarischen Freund Ruß über seine Darstellungsart sinnlicher Verhältnisse unumwunden klar aus; es ist der Schluß der wichtigen „Niederschrift“ über sich selbst, die man ein kleines Eigenbild seines Lebens nennen könnte. „Ich habe meine Richte entlassen (ihre hatte er vorher „diktiert“) und füge noch hinzu: Ich bin eine stark sinnliche, leidenschaftliche Natur; die Zurückhaltung in meinen Schriften (in den Gedichten ist sie nicht so vorhanden) beruht wohl zum Teil auf dem mir eigenen Drange nach Verinnerlichung. Sie werden die Worte ‚Liebe‘, ‚Ruß‘ usw. fast gar nicht in meinen Schriften finden.“¹

¹ Vgl. „Die Briefe an seine Braut“, herausgegeben von seiner Tochter Gertrud Storm, Westermann, 1915.

Im besondern hat Storm noch über das Liebeslied und die Behandlung geschlechtlicher Vorgänge seine Meinung dahin geäußert, daß es nicht darauf ankomme, geistreiche Gedanken über die Liebe in Versen vorzutragen, wie dies z. B. in Geibels „Minnelied“, freilich in schönster Weise, geschehe; denn hier entstehe schon ein Mittel Ding zwischen lyrischer und didaktischer Poesie; das echte Liebeslied solle vielmehr in seinen Versen die Atmosphäre der Liebe einfangen, daß es uns beim Lesen mit unwiderstehlicher Gewalt der Ahnung oder Erinnerung überkomme; wir dürften aber selbst nicht in ein sinnliches Geschlechtsgefühl hineingezogen werden.

Wie der Dichter in Wirklichkeit die Geschlechtsliebe dargestellt hat, darüber gehen die Urteile weit auseinander. Erich Schmidt, der zu Storm in freundschaftlichem Verhältnis gestanden, spricht von „latenter Sinnlichkeit und einer reizvoll mädchenhaften Scham“, während Frommel¹ meint, das erotische Problem stehe für Storm im Mittelpunkt seiner Gesamtanschauung. „Seine Novellen“, sagt er wörtlich, „sind teilweise von starker Sinnlichkeit. Es glüht in ihnen eine Leidenschaft, die nicht schwächer wirkt, weil sie oft verhüllt, verschleiert erscheint.“ In der Lyrik aber sei ihm jene Schmetterlingserotik fremd, die von Blüte zu Blüte flattert. Am günstigsten für Storm hat sein erklärter Lobredner Biese² die umstrittene Sache dargelegt: „Keusch in der Tat ist seine Muse, weit entfernt von jeder prickelnden Blüternheit. Liebessehnen und Liebeswerben werden ohne Scheu dargestellt, aber stets poesievoll und keusch; Frivolität und Nacktheit und Unsauberkeit sind undenkbar bei einem so vornehmen und edlen Gemüt. Nicht geht Storm prüde und zaghaft um das Sexuelle herum, aber ein Liebesverhältnis im Sinne der naturalistischen Ästhetik zu entwerfen, davon ist er himmelweit entfernt. Wem Liebe nur tierischer Hunger, nur Regung eines physischen Bedürfnisses ist, möge zu Zola gehen und dessen ‚Nana‘ bewundern.“ Aus dieser höchst wohlwollenden und äußerst milden Auffassung würde Biese dennoch sicherlich nicht den Schluß ziehen, daß der Jugend die gesammelten Werke des Dichters in die Hand gegeben werden dürfen. Der erfahrene Schulmann hat sich sogar gegen Goethes „Hermann und Dorothea“ als Lesestoff für noch unreife Schüler mit aller Entschiedenheit ausgesprochen³. Die Stormische Dichtung eignet sich nur für ernste Leser mit gefestigter Welt- und Lebensauffassung. Die Welt-

¹ A. a. O.

² Theodor Storm und der moderne Realismus, Berlin 1888.

³ Pädagogik und Poesie, Berlin 1905.

anschauung und Lebensauffassung des sonst so gefeierten Dichters, in der er seine Werke und vor allem seine Novellen schuf, war einmal ausgesprochenemmaßen nach der Eigenart jener Menschen, die nicht glauben können, wie sein Lebensbeschreiber Schüze es unterstreichen zu müssen meinte. Daß trotzdem „ein Herabsehen auf echte Frömmigkeit seiner feinen Natur ferngelegen“ und er keine absichtlichen Entstellungen kalten Sinnes habe niederschreiben wollen, wer sollte das nicht gerne annehmen? Nur wird ein Storm-Kenner und Literaturfreund nicht dazu gebracht werden, jener kühnen und nicht begründeten Behauptung zuzustimmen, „Storm habe das erotische Problem von einer neuen Seite aufgefaßt, indem er es in die Sphäre des Romantischen versetzte und so vertiefte“. Was echte Romantik bedeutet, lehren Eichendorffs Novellen; damit vergleiche man beispielsweise Storms „Waldwinkel“, dessen „Kern ein romantisches Stimmungsidyll bilden soll“. Nein, die Stimmung der Novelle ist schwül, „gewissermaßen elektrisch“; der Dichter versteht es, einen Schleier um seine Gestalten zu weben, den zu durchdringen nun die Phantasie des Lesers sich bemüht, und gerade darin liegt das bedenklich Gefährliche der Stormschen Kunst für den jugendlichen Leser, auf den die verhaltene Sinnlichkeit einen mächtigen Reiz auszuüben pflegt¹.

Im übrigen soll gerne und unbeanstandet zugegeben werden, daß Storm als Meister der Novelle anerkannt werden muß, daß sich in seiner Entwicklung zur Höhe ein stufenweises Aufsteigen „von der lyrischen Stimmungsnovelle bis zur episch-dramatischen Erzählung“ deutlich bemerkbar vollzieht, wie es der Weg von „Immenssee“ bis „Der Schimmelreiter“ veranschaulicht, ja daß dem schleswig-holsteinischen Dichter in der Novelle vor Keller, R. F. Meyer, Heyse, Ebner-Eschenbach, Raabe und wer sonst noch genannt werden will, unbedenklich die Palme gebührt.

Ebenso freudig anerkennend sei ihm in der Märchendichtung ein Ehrenplatz eingeräumt, wenn auch Storms starkes Selbstlob etwas zu hoch steigt und aus verletzter Anerkennung erklärt werden muß. An Brinkmann, der eine nach des Dichters Ansicht einseitige Besprechung der „Regenrude“ gewagt hatte, läßt er seinen Unwillen los: „Hör einmal, mit der Märchenkritik hast Du mich wirklich geärgert. Wenn Dir diese drei sämtlich

¹ Daß selbst die glänzendsten Vorzüge der äußeren Aufmachung sittliche Bedenken nicht „übergolden“ können und den Kunstgenuß nicht einwandfrei zu machen imstande sind, sollte jetzt, bei der so erfreulichen Theaterkulturbewegung, auch in der erzählenden Dichtkunst als unbestrittener Grundsatz anerkannt werden.

aus unmittelbarster, naiver und hingebendster Anschauung entstandenen Dichtungen nicht die reinste Freude gemacht haben, so gebe ich es auf, noch etwas zu schreiben, was Du für poetisch berechtigt halten könntest. Sie sind nicht allein das Beste, was ich geschrieben habe, sondern ungefähr das Beste, was in dieser Art in deutscher Zunge existiert." Diese erregte Auslassung sucht der Dichter im einzelnen an der „Regentrude“, „Bulemanns Haus“ und dem „Spiegel des Cyprianus“ zu rechtfertigen, um noch kräftiger in seinem Selbstbewußtsein zu schließen: „Jedes dieser drei Märchen hat den Ton, der aus dem Stoff erwächst. So wie in ‚Bulemanns Haus‘, wiederum so wie im ‚Spiegel des Cyprianus‘ habe ich noch nie geschrieben, und doch hätte niemand als Theodor Storm der Verfasser dieser Sachen sein können.“ Die Abhandlung in dem „Gedenkbuch“ über Storms Märchen von W. Mühlner gibt eine fein beobachtete Würdigung der Eigenart des Dichters mit ein paar Stichworten: Naturschilderung, Stimmungsgehalt, Erinnerungszauber, novellenhafter Einschlag. Das sind die Züge grundsätzlicher Art in Storms Märchen; sie beeinträchtigen in keiner Weise den Wert des Ganzen, eher heben sie ihn; aber sie zeigen die Grenzen der Märchenkunst Storms. Mit einem ähnlichen Recht wie der Deutsch-Däne H. Chr. Andersen eine Stelle unter den romantischen Märchendichtern beansprucht, verdient auch sein „Schüler“ Storm Sitz und Stimme im Räte dieser besondern Musen, und Steinles bekanntes Bild „Die Märchenerzählerin“ durfte sinnig dem Dichter von einem seiner Freunde und Brüder in Apoll gewidmet werden mit der Unterschrift: „Paul Heyse seinem alten Märchenfreunde und Märchendichter.“

Unter die Lyrik Storms ist die größere Märchenichtung „Schneewittchen“ aufgenommen; nicht mit Unrecht. Zu seinem 70. Geburtstag wurde sie dem Dichter von Kindern des Dorfes Hademarschen zur Festfeier aufgeführt; es ist das unsterbliche Kindermärchen in etwas neuem Aufputz. Ähnlicher Art sind die zwei andern Märchen „In Bulemanns Haus“ und „Tannkönig“, die gleichfalls unter die lyrischen Gedichte geraten sind, freilich als besondere Gruppe „Märchen“ gekennzeichnet. Vielleicht wäre es ratsam gewesen, in der neuen Ausgabe auch andere Unterabteilungen eigens abzutrennen, so z. B. die Heimatlieder oder besser noch die Gesänge der Vaterlandsliebe. Darin liege ja auch seine höhere Gegenwartsbedeutung, in der Heimatliebe und Heimattreue, in der deutsch-nationalen Gesinnung, von der seine Dichtung erfüllt ist, wie das Vorwort des Gedenkbuches rühmend hervorhebt. Eben diese deutsch-

nationale Gesinnung hat Dr. G. J. Plotke in den Gedichten und Novellen Storms eingehend nachgewiesen, und zwar recht geschickt in der Aufeinanderfolge ihrer Entstehung. Manche Kernsprüche sind durch Sperrdruck auch fürs Auge hervorgehoben, damit sie sich dem Herzen für alle Zeiten um so fester einprägen, wie z. B.: „Das Land ist unser, unser soll es bleiben!“ oder die klassischen Worte, mit denen er das stärkste seiner politischen Gedichte als „Abschied“ von der Heimat (1853) beschließt: „Hör' mich! — Denn alles andere ist Lüge — Kein Mann gedeiht ohne Vaterland!“ Ähnliche vaterlandstreue Gedanken finden sich in den Novellen verkörpert, so daß Plotke seinen schwungvoll gehaltenen Nachweis wie siegesbewußt und mit freudigem Stolz auf Storm mit den Worten schließen konnte: „Lebte er in unsern Tagen, er würde ebenso handeln wie seine begeisterten Entelssöhne, deren politischer und heimatlicher Horizont sich erweitert hat, und die im Geiste ihres Großvaters als Freiwillige in diesen Krieg hinauszogen, um mit ihrem treuen Holsienblut für ihre weitere deutsche Heimat das Schlachtfeld zu tränken — für die Ernten der Zukunft.“

Sogar manch glücklichen Beitrag für die lehrhafte Dichtung hat der Lyriker Storm geliefert; man muß sich nur der Mühe unterziehen, die Belege zusammenzustellen. „Aus der Marsch“ — die kurze Erzählung von dem Ochsen, der das feine Gras frißt und das grobe stehen läßt; das wird gemäht und zu Heu gemacht, und zur Winterzeit muß es der Ochse wieder kauen. Das beste und kräftigste Lehr- und Mahnwort schrieb der wahre Vater „für seine Söhne“:

„Hörle nimmer mit der Wahrheit!	„Blüte edelsten Gemütes
Bringt sie Leid, nicht bringt sie Reue;	Ist die Rücksicht; doch zuzeiten
Doch, weil Wahrheit eine Perle,	Sind erfrischend wie Gewitter
Wirf sie auch nicht vor die Säue.“	Goldne Rücksichtslosigkeiten.“

Die „goldnen Rücksichtslosigkeiten“ sind dem reichen Schätze der geflügelten Worte einverleibt worden. Wie diese, so sind noch andere kurze „Sprüche“ in die Literaturproben der Schullesebücher übergegangen, beispielsweise die vier Zeilen:

„Der eine fragt: Was kommt danach?
Der andre fragt nur: Ist es recht?
Und also unterscheidet sich
Der Freie von dem Knecht.“

Ebenso treffend klingt weiter, um noch dies Beispiel anzuführen, der „Spruch des Alters“:

„Vergessen und Vergessenwerden! —
 Wer lange lebt auf Erden,
 Der hat wohl diese beiden
 Zu lernen und zu leiden.“

Schließlich ließe sich noch aus den Gedichten Storms eine Gruppe unter dem Titel „Gelegentliches“ zusammenbinden. Dahin rechnen Widmungen, wie die feierliche an Erich Schmidt mit dem stimmungsvollen Anfangsvers:

„Du gehst im Morgen-, ich im Abendlicht.“

Ein „notgedrungenener Prolog“ ist selbstverständlich darunter, „Stammbuchblätter“ fehlen ebenfalls nicht, Glückwünsche und Begleitverse zu Geschenken, alles Dinge, wie sie keinem Dichter erlassen werden.

Wenn man derartige stoffliche Absonderungen unter den Stormschen Gedichten — alle zusammen zählen kaum 160 Nummern — zur besseren Übersicht vornehmen wollte, dann träte die verhältnismäßig geringe Ernte der lyrischen Muse Storms auffallend zutage; sie füllen in der neuesten fünfbändigen Ausgabe von 1916 kaum 100 Seiten, das ist nicht einmal ein Drittel eines Bandes. Was an Umfang fehlt, muß der reiche Inhalt ersetzen. Wie hoch der Dichter selbst seine lyrischen Erzeugnisse einschätzte, ist bereits kurz angedeutet worden. Sein allseitiger Bewunderer Biese wagt sogar den kühnen Ausspruch: „In Goethe und Mörike und Storm fand ich vor allen andern Dichtern jene Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit und Echtheit, die erst den großen Lyriker bedingen, und somit den Schlüssel des Verständnisses für alles, was Dichtung heißt.“ Wem es weniger darauf ankommt, aus welcher Seelenstimmung und Lebensauffassung das lyrische Gedicht geboren wurde, der vermöchte sich wohl Bieses Urteil zu eigen zu machen, und zwar ganz mit voller Beistimmung dann, wenn die dem lyrischen Gedichte zugrunde liegende Weltanschauung mit der seinigen sich deckt; wen indes eine Nichtbeachtung oder Verletzung der eigenen Seelenverfassung empfindlich berührt, d. h. wer im vorliegenden Falle vom christlich gläubigen Standpunkt aus urteilt, der müßte viele von den Stormschen Gedanken entschieden anders wünschen, und so müßte auch die literarische Einschätzung des Dichters sinken. Storms Zweifelsucht hat manches seiner Gedichte schwer belastet, sodaß statt des freudigen Genusses nur Widerspruch gegen die unselige Krankheit des Dichters sich regt. In der merkwürdigen Selbstbetrachtung „Ein Sterbender“ schaut sich der Dichter in der Stunde des Scheidens vom Leben, und er ist den darin nieder-

gelegten Anschauungen zeit lebens leider treu geblieben¹. Ein süßer Trunk der Liebe läßt ihn zweifeln an Unsterblichkeit; drüberhin zu hoffen, zu verlangen weiß er nichts. Dann folgt eine geradezu frivole Äußerung über den nahen Tod:

„Einschlafen, fühl ich, will das Ding, die Seele,
Und näher kommt die räthelhafte Nacht.“

Den allgemeinen Unsterblichkeitsglauben des Volkes — so meint er — hat die Todesangst im Gehirn der Menschen ausgebrütet. Noch denkt er daran, sein Testament zu schreiben:

„Auch bleib' der Priester meinem Grabe fern;²
Zwar sind es Worte, die der Wind verweht,
Doch will es sich nicht schiden, daß Protest
Gepredigt werde dem, was ich gewesen,
Indes ich ruh im Bann des ew'gen Schweigens.“

Und „die Großartigkeit und Geschlossenheit der in dieser Dichtung vertretenen Anschauung müsse auch der kirchlich frömmste Christ anerkennen“! — Nein, solche Zumutung ist denn doch zu naiv, um ernst gemeint zu sein. Es mag ja zugegeben werden, daß Storm zu den Lyrikern von durchaus ursprünglicher Begabung gehört; allein auch der zauberischste Wohlklang der Verse und der kunstgerechteste Gedankengang vermögen es nicht, widrige Gefühle und Eindrücke zu verwischen und statt dessen Wohlgefallen zu erwecken: das Urtheil bleibt getrübt.

Das schon öfter erwähnte „Gedenkbuch zu des Dichters 100. Geburtstag“ enthält in seinem ersten Teil eine Anzahl Widmungen von noch lebenden bekannten Dichtern und Schriftstellern, darunter auch eine Eigenschrift von F. Abenarius, die wegen ihrer Kürze und der Besonderheit ihres Inhaltes vor allem Beachtung verdient³. „Ich verehere in Storm“, versichert der Begründer des „Kunstwart“, „nicht nur den spezifischen Lyriker und den bis

¹ Als ein Freund unseres Hauses gestorben war (1888), so erzählt Storms Tochter Gertrud, schrieb er der Schwester des Verstorbenen: „Mir ist, wenn es ein Wiedersehen gibt, als ob ich unsern Freund bald in andern Gefilden treffen werde.“ (Westermanns Monatshefte Bd. 97 S. 132—133.)

² „Kein Wort wurde gesprochen, kein Geistlicher war dem Sarge gefolgt, so hatte Storm es zu seinen Lebzeiten bestimmt“, erzählt seine Tochter Gertrud (Bd. 2 S. 247).

³ Wie verhängnisvoll das Sammeln solcher Widmungen werden kann, dafür hier ein Beispiel: „Theodor Storm! Nachkommertage, tiefer als andere wunderbar meiner frühesten Entwicklung. Weichenaugen, gewimpert von herblichem Geriesel, das zittert im Mond. Himmelsband der Blüten, von Erdduft der Frucht vergänglich durchwaltet. Winterliches Geschehen, gefeßlich dem Kreis des Jahres und doch jede Farbe von Blatt und Kraut zu scharfer Empörung rufend. . . .“ Helene Voigt-Diederichs.

ins innerste menschlich echten dichterischen Erzähler, sondern auch den Poesie-Kritiker von feinstem Urtheil, dessen Schüler ich bin.“ Das Bekenntnis spricht ein großes Lob aus, indem es den Dichter von einer weiteren vortheilhaften Seite zeigt, als Kunstrichter. Das Lob scheint verdient; denn Storm war ein strenger Beurtheiler, besonders der lyrischen Leistungen anderer Dichter. Freilich spricht er seine Werthbestimmung fremder Schöpfungen zuweilen in Gegenüberstellung seiner eigenen Gedichte aus, und da wird er geradezu ungerecht, wie etwa bei Geibel, dessen Volksämlichkeit ihm unverdient erschien, da er doch nur ein Lyriker zweiten Ranges sei — zu Abemarius hatte er gesagt „dritten Ranges“. Ähnlich äußerte er sich über Ebers, der seine Novellen nur so nebenbei zur Erholung geschrieben haben wollte. Er konnte aber auch in hohen Tönen seine Anerkennung aussprechen. So beginnt er einen Brief an seinen lieben Freund Gottfried Keller mit den Worten: „Augen, meine lieben Fensterlein“, dies reinste Gold der Lyrik fand ich im letzten Heft der ‚Rundschau‘, und zu meiner Freude unter Ihrem Namen. Ich habe es viele Male und immer wieder gelesen und vorgelesen, und jeden faßte es, dem ich es las. Ich drücke Ihnen herzlich die Hand, liebster Freund; solche Perlen sind selten. Auch die Besten bringen nur sehr einzelnes von solcher Qualität.“ — Daß Storm auch die besondere kritische Kunst versteht, im Sinne Lessings eine größere Beurteilung mit Einfügung seiner eigenen Grundsätze zur Darstellung des Schönen zu liefern, beweisen seine beiden Aufsätze über Riendorfs „Nieder der Liebe“ und Klaus Groths „Paralipomena“. Die Schärfe seines Urtheils konnte selbst nicht durch persönliche Freundschaft abgeschwächt werden; so finden Heyßes und K. F. Meyers lyrische Leistungen vor seinem entscheidenden Wahrspruch keine Gnade: ersterer schreibe mehr vom Geist als von der Empfindung aus, und letzterer sei überhaupt kein Lyriker, weil ihm der unmittelbare, mit sich fortreißende Ausdruck oder auch wohl die unmittelbare Empfindung selbst fehle. — Es braucht nicht bemerkt zu werden, daß Storm von seinem allerengsten lyrischen Standpunkt aus seine Werthbestimmungen prägte und nur in diesem Betracht richtig urtheilte; die grundsätzliche Sicherheit des abgeklärten Kunsturtheils muß ihm zuerkannt bleiben.¹

¹ H. E. Jürgensen erzählt in seinen „Erinnerungen an Th. Storm“: „Sehr oft wurden ihm Manuscripte zur Beurteilung zugesandt, die auch in der Kaffeestunde vorgelesen wurden. Sie waren häufig etwas wunderbaren Inhaltes, und ich muß gestehen, daß sie oft genug unsere Sachlust hervorriefen. Storm selbst urtheilte aber immer am mildesten darüber und freute sich, wenn er irgend etwas Gutes aus dem Nachwerk herausfinden konnte.“

Hans Bethge hat „am Grabe Storms“ seine Gefühle in Versen ausgedrückt, die auch auf das Leben des Dichters einigermaßen übertragen werden dürfen:

„... Ich trat an eine steinerne kahle Gruft,
Hart an der Straße, wo die Kinder spielen.
Die Linden, deren Blüten schon entfielen,
Verstreuten ihren letzten Duft.

Kein Kreuz, kein Wort. Der Platz ist schwer zu finden,
Kein Eisen, der sich um den Marmor flücht.
Kein Sonnenstrahl, der durch die Zweige bricht.
So kalt, so öde. Grausam, — wäre nicht
Das Spiel der Kinder und der Duft der Linden.“

Und „das Spiel der Kinder und der Duft der Linden“ versinnbildeten Storms dichterische Schöpfungen. Ein fast übereinstimmendes Schlußurteil „rechnet einen Teil davon zu den im höchsten Sinne wertvollen und zu langem Fortleben bestimmten Erzeugnissen deutscher Dichtkunst“. Es ist zwar oben dargelegt worden, daß die Werke des Dichters in ihrer Gesamtheit sich nur für ernst gereifte Leser mit gekläarter Lebensrichtung zur Weiterbildung oder Unterhaltung eignen¹. Einen Grund, warum der Dichter uns heute wert sei, hat Biese in seiner schwungvollen Art zum Schluß seines letzten Aufsatzes über Storm ausgesprochen: „Der tapfere Mann, der tapfere Patriot und der tapfere Dichter konnte auch die Trompete blasen und schmettern ins Land hinaus; sein Herz war weich im Kern, aber es war auch stahlhart, wenn es galt, vaterländische und charaktervolle Gesinnung zu betätigen.“ Denselben zeitgemäßen Gedanken hat der Wiener Dichter Fr. R. Ginzkey in seiner Widmung „An Theodor Storm (1916)“ recht anschaulich etwas weiter ausgeführt und damit zugleich die Eigenart des Schleswig-Holsteiners samt seiner Gegenwartsbedeutung gekennzeichnet:

„Dein stilles Lied, den Sinnenden geweiht,
Besteht es noch im Värmen dieser Zeit?
Seht noch in Deutschlands Träumen, blutigschwer,
Der Zauber deiner grauen Stadt am Meer?
Rührt noch ans Herz, durch tausendfaches Weh,
Ein Hauch von Wehmutsang aus „Jummensee“?
O ja, den Geist, der um sein alles ficht,
Es stärkt und segnet ihn der Heimat Licht,
Und deutschen Geistes wunderbarer Hort
War stets des Dichters vielgetreues Wort,
Des Rinders jener stillgeborenen Kraft,
Die, noterweckt, das Unerhörte schafft.“

¹ Vgl. „Büchervelt“ 3. Jahrg. (1905) 109 ff.